

Materialien. Solch ein nach persönlichen Angaben oder unter eigener Mitwirkung entstandenes Buch in die Hand zu nehmen, das dem Ernst oder der Heiterkeit des Inhalts schon in seinem Gewande Rechnung trug, war ein besonders stark empfundener Genuß. Diese schöne und feimkräftige Zeit scheint vorüber zu sein. Es gibt im Handel nur noch wenig ungebundene Bücher.

Auf dem Boden jener persönlichen Liebhaberei waren die Verleger in immer wachsendem Maße dazu übergegangen, ihre Werke gebunden auf den Markt zu bringen. Sie beauftragten Buchkünstler mit dem Entwurf der Einbände, und so entstanden reizvolle Leistungen, die sich am Geschmack alter Stile schulten und sie durch eigene Produktion vermehrten. Besonders das Biedermeier erlebte eine Auferstehung. Das Publikum fand Gefallen an diesen hübsch aussehenden Büchern, sie eigneten sich vortrefflich als Geschenke; und so überwog allmählich der Original-Einband, bis er schließlich das Feld vollkommen beherrschte.

Wie stellen sich aber die öffentlichen Bibliotheken zu dieser Sachlage? Ihnen ist weniger mit dem hübschen, als dem dauerhaften Einband gedient. Meine persönlichen jahrelangen Erfahrungen sagen mir, daß es in vielen Fällen mit der Solidität des Originaleinbandes nicht immer gut bestellt ist. Weit aus die meisten Ausbesserungen betreffen Verlegerbände, und zwar meist bei Anschaffungen der letzten Jahre, ja oft nur der letzten Monate, während die Werkstatt-Einbände eine Lebensdauer zwischen zehn und hundert oder mehr Jahren aufweisen, bis sie einmal zur Reparatur müssen. Tatsächlich ist es so, daß der Einband eines viel gelesenen Buches innerhalb kurzer Zeit nahezu doppelt bezahlt wird: Zuerst der Verlagsband, dann kurz darauf die Ausbesserung, die vielfach einem Neubinden gleichkommt. Und warum? Weil der Verlegerband eigentlich den Namen Einband zu Unrecht führt. Es ist gar nichts eingebunden, sondern nur eingeklebt! Verschwindend gering ist die Zahl der Verlagsbände (die besser Fabrikbände heißen), die die Bogen des Buches auf Bünde heften und diese mit dem Deckel verbinden. Ein Gazestreifen wird aufgeklebt, und das soll genügen. Für den einzelnen Leser mag es ausreichen; für die Bibliothek, die ihre Bücher in viele Hände gibt, genügt es nicht. Nach kurzer Zeit hat der Gazestreifen einen Riß, der Rücken des Einbandes folgt diesem Beispiel, und das Jammerbild muß in die Klinik wandern, wo man ihm endlich ein paar richtige Bünde annäht und ein haltbares Gehäuse verpaßt.

Die Situation ist jetzt so geworden, daß der Fabrikeinband den Markt beherrscht. Der Sortimentler kann nur in Ausnahmefällen geheftete Bücher liefern. Seit geraumer Zeit führen wir einen ständigen, fast aussichtslosen Kampf, um broschiierte Exemplare zu erhalten, und manchmal gelingt es uns, als Ersatz wenigstens rohe Bogen zu bekommen. Wir tun das nicht einer Marotte wegen. Außer der Dauerhaftigkeit des Einbandes spielen noch andere Gründe mit. Z. B.: Irgendwelche Reihen sind von der Bibliothek seit Jahren in dunkle Leinwand gebunden und mit knappem goldenen Rückenaufrud versehen. Der Verleger liefert aber jetzt die Reihe regulär nur noch in einem heiteren Grün oder Rot. Ein solcher Farbwechsel ist für eine Bücherei keineswegs belanglos. Sie muß Wert darauf legen, daß die Serie einheitlich aussieht, nur so ist man vor dem gefürchteten »Verstellen« sicher. Abgesehen von der Farbe stimmt auch der neue Rückentitel in der Regel mit dem alten nicht überein, und schon deshalb muß der Band in die Binderei. Die Serie »Die deutsche Literatur in Entwicklungsreihen« gibt grundsätzlich keine Reihenzahlen an, und genau so machen es andere. Wie aber soll die Bibliothek die Bände aufstellen, wie soll der Amtsgeselle oder Kaufbursche einen bestimmten Band finden und holen können, wenn er nicht die Ziffern glatt ablesen kann? Werke, die früher in Lieferungen als Einzelhefte erschienen sind, gehen zu fertigen Bänden über und tragen jedesmal einen individuellen Aufdruck, der mit dem früheren nicht harmoniert. Ich weiß nicht, wie andere Bibliotheken sich mit diesem Zustand abfinden, den wir auf die Dauer als Verleger-Terror empfinden, weil er uns nicht mehr erlaubt, die uns zur Verfügung gestellten Staatsmittel bestmöglich zu verwalten. Denn durch die Verleger-Einband-Frage sind uns bis zu einem gewissen Grade die Hände gebunden.

Jede Bibliothek blickt auch hier auf eine gewisse Tradition. Die eine ließ früher ihre Bestände vorwiegend in Halbfranz binden, die andere hat jeweils die Signatur vom Buchbinder ausdrucken lassen, eine dritte behandelte etwa schöne Literatur andersfarbig als Rechtswissenschaft oder Theologie und gab dergestalt den einzelnen Fächern ein in sich einheitliches Gesicht. Werke für den Lesesaal wurden von Ausleih-Ausgaben unterschieden, ebenso doppelte Exemplare oder spätere Auflagen, usw. In all diesen Dingen ist die Handlungsfreiheit stark eingeschränkt, was Neuerscheinungen betrifft. Bibliotheken mit reichen Mitteln mögen das minder drückend empfinden als Anstalten, die in finanziell weniger guter Lage sind, obwohl

keine Bibliothek, an ihren Aufgaben gemessen, über hinreichende Summen verfügt.

Eine Kleinigkeit, die trotzdem ins Gewicht fällt, scheint die schon erwähnte Behandlung des Rückenaufruders. Wir sind für möglichst knappe Fassung in möglichst klarer Schrift, die vor allem bei Reihenwerken die Zahlen der Teile und Bände deutlich in Erscheinung treten läßt. Aber was erlebt man da an Originaleinbänden? Langatmige Titel mit Schnörkeln und willkürlichen Trennungen oder monumentale Rätselinschriften, die den ganzen Rücken füllen, zählen durchaus nicht zu den Seltenheiten. Sie geben wohl dem Bücherschrank des privaten Besitzers ein bedeutendes Aussehen, aber die öffentliche Bücherei legt mehr Wert auf schlichte Sachlichkeit. Auch ein, zwei, drei bis sieben Sterne sind ihr ein mangelhafter Ersatz für klare Bandziffern, und wenn sie gar an einer Stelle stehen, wo man das Signaturschild anbringen muß, ist ihr doppelt schlecht gedient.

Die Bibliothek ist dem Verlegerband keineswegs grundsätzlich feind oder abhold. Werke, bei denen vorwiegend nur der letzte Band benutzt wird, wie der Literaturkalender oder manche Jahrbücher, mögen ruhig in ihrem gewohnten Originaleinband auftreten. Darüber hinaus werden besonders charakteristische Original-Einbände, die ein Denkmal einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Buchkünstlers oder Verlegers sind, planmäßig den Beständen eingereiht in dem Bewußtsein, daß die zeitgemäße Ausstattung für die Zukunft ebenso wertvoll und aufschlußreich sein kann als der sachliche Inhalt eines Werkes. Aus demselben Grunde werden auch die Reklame-Umschläge für sich gesammelt und aufbewahrt oder in die zugehörigen Werke eingeklebt. Aber, abgesehen von solchen Fällen, für die Mehrheit ihres täglichen Zuganges an Leihverkehrswerken muß die Bibliothek die Bestimmung des Einbandes in Qualität und Aussehen sich selber wahren.

Die Frage hat auch ihre soziale Seite, die nicht ohne Schaden außer acht gelassen werden darf. Durch das Überhandnehmen des Originaleinbandes verliert das einheimische Handwerk einen großen Teil seiner Aufträge. Nicht nur, daß das Geld jetzt überwiegend in die Buchdeckelfabriken abfließt und so dem bodenständigen provinziellen Gewerbe entzogen wird, dieses selbst büßt infolge mangelnder Beschäftigung seine Leistungsfähigkeit ein und gerät immer mehr in Rückstand. Die Anschaffung großer Maschinen, die für alle Gantierungen unerlässlich sind, vom Falzen, Heften, Beschneiden an bis zum Aufdruck, lohnt nur, wenn sie nicht müßig stehen, sondern benutzt werden und blank bleiben.

Der rechte Bibliothekar wird überdies den persönlichen Verkehr mit dem kundigen Buchbindermeister, der ihn in vielen Fällen sachmännlich berät, ebensowenig missen wollen als den Einfluß auf die Gestaltung des inneren und äußeren Gewandes seiner Bücher. Wenn er jetzt die Bücherfäle oder das Magazin durchwandert, wird ihm der Gegensatz der Gestelle mit Literatur aus dem 17. oder 18. Jahrhundert im einheitlich-würdigen Braun ihrer goldbedruckten Lederbände zu dem bunten Fastnachtstreiben der Neuzugänge des zwanzigsten Säkulums mit gemischten Gefühlen erfüllen. Wie sehen gar die jetzt beliebten gelben, grauen, zartblauen, rosafarbenen Leinwand- und Pseudo-Leinwand-Bände schon nach kurzer Zeit aus? Wenn sie nicht bereits geflickt sind, haben sie es demnächst nötig, und ein Bad täte ihnen auch gut, aber ihre Konstitution wird es kaum aushalten. Also vererben sie sich als nicht gerade saubere Zeugen unserer Zeit auf die künftigen Generationen.

Als Gegenmittel weiß ich nur einen Rat vorzuschlagen: Die Verleger mögen jeweils nicht die ganze Auflage in die Binderei geben, sondern für ihre Bibliotheksabnehmer, deren Zahl sie kennen oder durch die Sortimentler in Erfahrung bringen können, den nötigen Vorrat ungebundener und unbeschnittener Exemplare ihrer Werke bereitstellen, womöglich mit dem Reklame-Umschlag, damit er samt dem Buch von der Bibliothek selber ihren Ansprüchen und Bedürfnissen gemäß gebunden werden kann. So ist beiden Teilen ohne viel Umstände und Beschwerde geholfen.

Der Buchhandel im mittelalterlichen Neapel.

Die Strada San Biagio dei Librai.

Zu den ersten Städten Italiens, in denen deutsche Buchdrucker die Kunst Johann Gutenbergs eingeführt haben und in denen sich ein lebhafter Buchhandel entfaltet hat, gehört Neapel. Nachdem zuvor bereits in Rom und Venedig Buchdruckerpressen in Tätigkeit gesetzt worden waren, erhielt auch Neapel 1471 durch Sixtus Riesinger aus Sulz, der zuvor in Rom gedruckt hatte, und durch Arnold von Brüssel, der seit 1465 als königlicher Schreiber in Neapel tätig war, die ersten Pressen. Auf Riesinger und Arnold folgten Berthold Rihing von Straßburg, Michael von München, Mathias von Olmütz, Heinrich Alding, Konrad Gulden-